

Peter Becher



Henriette

Casanovas große Liebe



tredition®

www.tredition.de

Peter Becher

Henriette

Casanovas große Liebe

Neuaufgabe des Romans von 2019

© 2021 Peter Becher

Lektorat, Layout, Cover: Dr. Matthias Feldbaum, Augsburg

Verlag und Druck:

tredition GmbH, Halenreihe 40–44, 22359 Hamburg

ISBN

Hardcover: 978-3-347-31085-8

Paperback: 978-3-347-31084-1

E-Book: 978-3-347-31086-5

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Es ist unmöglich, dass ein Mensch, selbst wenn er keine ausgesprochene Leidenschaft für Musik hat, sich nicht dafür begeistert, wenn das Geschöpf, das er liebt, sie in vollendeter Weise pflegt.

Die menschliche Stimme des Cellos, das im Klang jedes andere Instrument übertrifft, ging mir zu Herzen, wenn Henriette es spielte und sie wusste es. Sie machte mir jeden Tag diese Freude und ich schlug ihr vor Konzerte zu geben; sie war jedoch klug genug, niemals einzuwilligen.

Giacomo Casanova



Inhalt

Prolog

Erstes Kapitel

Geisterbeschwörung und Seereise + Eine seltsame Begegnung am frühen Morgen + Gemeinsame Reise nach Parma + Glückliche Tage mit Henriette + Eine verhängnisvolle Begegnung im Park + Die Trennung von Henriette

Zweites Kapitel

Ein Unfall mit der Kutsche + Gastfreundschaft in einem schönen Haus + Die Hausherrin und Marcolina werden Freundinnen + Henriette gibt sich zu erkennen + Abreise Marcolinas mit den Gesandten der Republik Venedig

Drittes Kapitel

Casanova in Aix-en-Provence + Die Suche nach Henriette + Begegnung im Karneval + Eine schwere Erkrankung + Die unbekannte Pflegerin + Henriettes Vorschlag

Viertes Kapitel

Die Familien + Heirat und Eheleben + Die Flucht nach Italien + Die Rückkehr in die Provence und die Trennung von Tisch und Bett

Fünftes Kapitel

Die geheime Reise Casanovas + Wiedersehen mit Henriette + Château und Garten der Albertas + Schöne Erinnerungen und gemeinsame glückliche Tage + Ausflug nach Bouc-Bel-Air und ein Cello-Konzert + Casanova als Gartenkenner + Abschied

Epilog

Lebensdaten Henriette

Literaturverzeichnis

Bildnachweis

Prolog

Blonde, gelockte Haare, schwer zu bändigen, über einem ebenmäßigen Antlitz, mit braunen, strahlenden Augen und einen sinnlichen Mund, übten eine besondere Anziehungskraft aus. Die geheimnisvolle Dame in einer eleganten, sehr gut sitzenden Fantasieuniform eines Offiziers, ist die Hauptperson in unserer Erzählung. Die Uniform betonte ihre tolle Figur, war aber wenig geeignet ihr Geschlecht zu verschleiern.

In ihrem Auftreten war sie ganz Dame der adligen Gesellschaft. Taktvoll und höflich, aber auch selbstbewusst, achtete sie darauf, dass ihr die ihrem Rang entsprechend Ehre entgegengebracht und die Etikette eingehalten wurde. Sie war hochgebildet, intelligent, geistreich, schlagfertig aber auch, dem Geist der Zeit entsprechend, frivol und sexuell zügellos. Die Schöne konnte auch eine große Liebe ihrem Verstand unterordnen und besonders wichtig: Sie konnte vergessen. Sie war eine ungewöhnlich emanzipierte Frau für die damalige Zeit.

Die Schöne war auch ein echtes Kind der Provence. Die Sonne des Südens mit ihrem einzigartigen Licht, die Düfte und Farben, aber auch der stürmische Mistral waren ihr Lebenselixier.



1 Lenticularis Wolke – Vorbotin eines schweren Mistral



2 Uhrenturm aus den 16. Jahrhundert in Aixen-Provence. Die Glocke hängt frei in einem „Glockenkäfig“; genannt Barbarotte

Sie wusste, wenn am azurblauen Himmel weiße, linsenförmige Wolken erstrahlen, ist der Herrscher der Provence urplötzlich da. Er fegt dann mit brutaler Wucht, das Rhôneetal als Düse nutzend, zwischen den Alpen und den Cevennen in einer tagelang anhaltenden Böenwalze in Richtung Mittelmeer.

Die Menschen in der Provence sind auf den „Himmelsfeger“ eingestellt. Ihre romanischen Kirchen haben auf der Nordseite keine Fenster und anstelle eines ummauerten Glockenturmes, hängen ihre Glocken in einem Metallgestell, der den Wind nur eine geringe Angriffsfläche bietet. Die Schäfer versuchen ihre Herde rechtzeitig vor den Böen in den Stall oder unter den Vorsprung einer Felswand in Sicherheit zu bringen. Die Wochenmärkte werden geschlossen und die sonst so belebten Gassen sind leer gefegt.

Der Mistral ist aber zu manchen Zeiten auch sehr willkommen. In den Herbstwochen, wenn das Weinlaub durch Regentropfen und den Tau nicht trocken will, warten die Winzer sehnsüchtig auf seinen mächtigen Föhn. Er pustet Schädlinge weg, entzieht dem Ungeziefer mit seinem trockenen Atem den Nährboden, senkt die Temperatur im Sommer und verhindert Fäulnis. Er lüftet die Provence und weht die Ausdünstungen des dicht besiedelten Rhôneetals weg. Wenn der Mistral dann drei, sechs oder neun Tage geweht hat, wie die Bauernregel besagt, ist er so plötzlich, wie er gekommen ist, auch wieder verschwunden.

Die Lebensfreude der traditionsbewussten, geselligen und stolzen Provenzalen erwacht wieder. Unsere weibliche Hauptperson, teilte mit ihnen ihren fröhlichen Sinn und ihre Gelassenheit, abseits der Hektik des Nordens. Im Verlaufe der Erzählung wird sich der Mistral immer wieder in Erinnerung bringen.

Diese Hinweise auf ihre Heimat, ihre Äußerlichkeiten und die wenigen Eigenschaften sind bereits alles, was wir im Moment über sie wissen. Sie wahrte nämlich ihre Geheimnisse konsequent. Wir kennen weder ihren

tatsächlichen Namen noch ihre Herkunft, wissen nicht genau, wo sie lebte und wie sie lebte, können auch nicht mit Gewissheit sagen, warum sie nach Italien geflüchtet ist.

Ihr bisheriges Leben ist ihrem Liebhaber völlig verschlossen. Sie verpflichtet ihn, nach ihrer Trennung, nicht nach ihr zu forschen. Sollte er ihr zufällig einmal begegnen, hätte er so zu tun, als kenne er sie nicht. Erst nach vielen Jahren, gegen Ende der Erzählung, ist sie endlich bereit, ihre Geheimnisse zu lüften.

Sie nennt sich Anne d'Archi. Um ihren Namen zu verschleiern, hat ihr Geliebter sie

Henriette

genannt. Ihren tatsächlichen Namen haben Wissenschaftler erst 250 Jahre später herausgefunden.¹



Die männliche Hauptperson entstammt der Lagunenstadt Venedig, der „Serenissima“ („Die Durchlauchtigste“). Wir lernen einen 24-jährigen etwa 1,87 Meter großen, kräftigen Venezianer kennen, mit gebräunter Haut, kastanienfarbigen, gelockten Haar über schwarzen Augen, einer Nase mit kühnen Haken und einem starkknochigen Kinn. Lediglich die roten, sinnlich gewölbten Lippen mindern den männlich, entschlossenen Ausdruck in diesem Gesicht.

In Gesellschaft zeigte er sich auf das Kostbarste gekleidet, in Samtkleid, Brokatweste und teuren Spitzen, mit juwelenbesetzten Degen, Orden und großen Solitär an seinem Finger. Er ist ein brillanter Unterhalter, von Vater und Mutter, einem Schauspielerehepaar, belastet, macht er ganz Europa zur Bühne und hat höchste Freude zu narren, blenden und düpiieren.

Er beherrscht Latein, Griechisch, Französisch, Hebräisch und etwas Spanisch und Englisch. Nach dem Studium „Beider Rechte“ (römisches und kirchliches Recht) wird er Kleriker der römisch-katholischen Kirche und hält mit 16 Jahren seine erste Predigt in einer venezianischen Kirche. Schon mit 18 erwirbt er den Dokortitel an der Universität Padua. Seine kirchliche Laufbahn endet in seinem 20. Jahr.

Neben seinen Studien beschäftigte er sich frühzeitig mit Gebieten wie Alchemie, Goldmacherei und Astrologie, weil sich diese besonders gut eigneten, gutgläubige Menschen zum Narren zu halten. Der raffinierte Blender und Improvisationskünstler hat den sechsten Sinn für die Wünsche der anderen Menschen. Er zeigt sich immer als Wissender und Eingeweihter. Wenn er etwas vorschlägt, tut er es immer so, als hätten es bereits die anderen gedacht, was deren Selbstgefühl natürlich schmeichelt.

Trotz seiner intensiven Ausbildung bleibt ihm genügend Zeit, um sich mit seinem eigentlichen Hauptstudienfach zu beschäftigen. Er nennt es „anatomische Erkundungen am weiblichen Körper“. Der Lebenskünstler, Draufgänger und Abenteurer ist weltweit als der größte Frauenverführer des 18. Jahrhundert bekannt.

Wir lernen ihn im jugendlichen Alter kennen, als er noch einen festen Wohnsitz in Venedig hat, eher noch unentschlossen umherzieht, sein Handwerk bereits exzellent beherrscht aber noch nicht der mit allen Wassern gewaschene Verführer ist.

Er nennt sich Chevalier de Seingalt, in Cesena und Parma gibt er auf der Torwache den Namen Farussi an, den Familiennamen seiner Mutter. In seinen späteren Jahren nutzt er auch Antonio Pratolini als Pseudonym. Bekannt ist er aber als

Giacomo Casanova.

Dieser große Verführer wird im Verlaufe der Erzählung mit der wunderschönen Dame zusammentreffen. Wird er seine Rolle auch bei ihr spielen können? Ist er ihr überhaupt gewachsen?



Die Hauptpersonen dieser Erzählung lebten in der Zeit des Rokokos, einer Stilrichtung der europäischen Kunst zwischen 1730 und 1790, welche sich vor allem in den erotischen und sexuellen Dingen deutlich von unseren heutigen Anschauungen unterschied. Ihre Handlungen kann man nur aus der Sicht der damaligen Sitten verstehen.

Am Beginn dieser Epoche stand der Tod Ludwigs XIV. 1715. Da König Ludwig XV. noch nicht volljährig war, verwaiste der Hof. Der Hochadel, der sich möglichst nahe beim König in Versailles aufgehalten hatte, zog sich in Palais, Stadtschlössern und Appartements zurück. Das gesellschaftliche Leben des Adels nahm immer mehr Einzug in den Salons der feinen adeligen Damen. Anders als am Hofe, bevorzugte man nun die Bequemlichkeit. Zierliche Möbel, Sofas, Glas und teure Keramik nahmen Einzug in die Châteaux und Lusthäuschen.

Ehemals hatte Ludwig XIV. die höfische Kleidung vorgeschrieben, nun fiel die Rolle des Königs in der Mode weg. Die Frauen sollen nun keine „Rubensfiguren“ mehr haben, sondern eine Wespentaille.

Jeden Morgen wurden sie in Fischbeinmieder zu dieser Idealform gepresst. In ihren Palais zogen sie dann, so schnell wie möglich, ein loses bequemes Kleid an. Die immer größeren Reifröcke (Panier = Hühnerkorb) sollten vor allem einen Kontrast zu der Wespentaille bilden. Ausgestaltet waren die Damen mit einem Fächer, manchmal auch mit bebänderten Spazierstöcken und zusammenklappbaren Regenschirmen (Parapluies).

Die Männer trugen Seitenröcke, Kniehosen, Jabots (Spitzenrüschen) und häufig einen Galanteriedegen (eine Art Spielzeug). Die Perücke verlor bei den Herren in Frankreich immer mehr an Bedeutung. Ersetzt wurde sie durch ein zierliches Säckchen, den Haarbeutel, der mit einer Schleife zusammengehalten wurde. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde der Zopf modern, der ganz selbstverständlich, bei jeder Morgentoilette gepudert werden musste.

Bei den Damen kamen hochgesteckte Haare, oft mit Haarteil, in Mode. Sie waren verziert mit Federn, Schmuck und Bändern. Allein das Frisieren vor einem Fest soll mindestens drei Stunden gedauert haben. Spiegel und Puder waren im Grunde die Symbole der Rokoko Gesellschaft. Die Spiegelleidenschaft als Ausdruck der Eitelkeit und des Narzissmus wurde befriedigt durch kleine Taschenspiegel, mannshohe venezianische Spiegel und ganze „Spiegelkabinette“.

Das Rokoko war vor allem die Genussskultur der Aristokratie. Das Leben sollte eine ununterbrochene Freude sein. Man wollte seinen Reichtum ohne Arbeit genießen, seine Machtstellung, ohne die damit verbundenen Pflichten wahrnehmen und die Freuden der Liebe ohne Trennungsschmerz. Es entwickelte sich ein durch und durch dekadenter Lebensstil, in dem Leichtigkeit, höfische Etikette, dauerndes vielsagendes Lächeln und galante Umgangsformen wichtig waren.



3 Kleidermode des Rokokos, Jean Francois de Troy: Liebeserklärung, 1731

Was früher anrühlich und obszön war, jetzt war es erlaubt. Zweideutige Witze waren kein Tabu mehr. Entscheidend: nur keine Langeweile!

Es war die Zeit des ungehemmten Auslebens der Sexualität. Während in der Gegenwart, das gegenseitige Kennenlernen, Gefühle für den anderen und Liebe, im Allgemeinen vor dem Sex kommen, war man in dieser Zeit viel offener und wenig verschämt. Man hatte Sex um den Sex willen und Emotionen waren zweitrangig oder kamen danach. Der Liebesakt besaß kaum eine größere Bedeutung als Essen und Trinken.

Wenn man eine Nacht miteinander verbracht hatte, war das noch kein Grund, um sich am nächsten Morgen deshalb noch zu kennen. Jemanden darauf anzusprechen oder ihm eine Szene zu machen, hätte einen bedauerlichen Mangel an Takt und Erziehung bewiesen.

Die Liebe reklamierte man für den Verstand und den einzigen Zweck der Ehe sah man im Ehebruch. Wenn eine Frau ohne Liebhaber als unattraktiv angesehen wurde, ein Ehemann ohne Mätressen in den Verdacht geriet, impotent zu sein, entstand der Eindruck, dass das Ausleben von Sexualität eines der Hauptkennzeichen des Rokokos darstellte. Die Liebe hatte sowohl ihre gesunde Triebhaftigkeit als auch ihre dramatische Leidenschaftlichkeit verloren; sie war raffiniert und amüsan, aber aus einer Leidenschaft zu einer Gewohnheit geworden.



Aber nun schnell zu unserer Erzählung!

Die unbegreiflichen Launen des Schicksals lenken die Wege der schönen adligen Dame und des ruchlosen Abenteurers bereits in die italienische Region Emilia Romagna zu einem Gasthaus in der „Stadt der drei Päpste“, Cesena.



¹ André, Louis Jean: Sous le Masque d'Anne d'Archi: Adélaïde de Gueidan. In: L'Intermédiaire des Casanovistes, Nr. 13, Genf 1996.

Erstes Kapitel

Geisterbeschwörung und Seereise + Eine seltsame Begegnung am frühen Morgen + Gemeinsame Reise nach Parma + Glückliche Tage mit Henriette + Eine verhängnisvolle Begegnung im Park + Die Trennung von Henriette

Das Haus des reichen Bauern Giorgio Francia lag eine Viertelmeile vor der Stadt Cesena, frei nach allen Seiten, von weiten Feldern und Wiesen umgeben. Obwohl bereits die Dämmerung eingesetzt hatte, war an diesem frühen Herbstabend noch die Luft von der Tageshitze aufgeheizt, die unangenehme Schwüle ließ für die Nacht eine Abkühlung erwarten. Der Vollmond tauchte das Anwesen in ein unwirkliches Licht.

Geisterbeschwörung und Seereise

Die Frau des Bauern, ihre beiden Töchter und die Dienstboten sowie einige Zuschauer aus der Nachbarschaft warteten auf den großen Magier, der die Erdgeister beschwören konnte, um einen Schatz, der siebzehn und einen halben Klafter tief unter der Erde liegen sollte und einen Wert von zwei Millionen Zechinen hatte, bis an die Erdoberfläche emporzubringen. Auf den Balkon hatten sich der General Graf Bonifazio Spada als Zuschauer eingefunden, der den Magier großzügig mit Feuerwerksmaterial und einen Feuerwerker unterstützt hatte, der Sohn des Kirchenrechtskommissärs Capitani und der Bauer Francia.

Das Zauberwerk begann mit dem Auslegen des magischen Zirkels, bestehend aus 30 miteinander verbundenen Papierbogen, bemalt mit seltsamen Symbolen und Figuren, durch den Sohn des Bauern.

Plötzlich startete eine Rakete mit einem wahren Donnerschlag und goldene Funken rieselten auf die Erde. Der Feuerwerker zündete die um den Kreis gesteckten Feuerstöcke, die zischend langsam abbrennen.

Aus dem Dunkel heraus, durch die Stöcke hindurch, sprang blitzschnell der Magier mit langem, dichtem aufgelöstem Haar, einer sonderbaren Krone auf dem Kopf und angetan mit einem großen Überwurf, der von den reinen Händen einer Jungfrau genäht worden war, in die Mitte des Zauberkreises. Den Zauberstab aus einem Olivenzweig hielt er in seiner rechten Hand, in der Linken das verrostete Messer, mit dem der heilige Petrus angeblich den Malchus ein Ohr abgehauen hat.²

Nun umkreiste er drei Mal den magischen Zirkel, hob beschwörend die Arme und murmelte Worte in einer unbekannten Sprache. Danach verharrte er in hockender Stellung im Zentrum des Kreises, seine Hände bedeckten sein Gesicht.

Durch seine Finger hindurch sah er plötzlich eine tiefschwarze bedrohliche Wolke, die sich mit einer ungeheuerlichen Geschwindigkeit ausbreitete und nach wenigen Minuten bereits den ganzen Himmel bedeckte. Mehrere grelle Blitze gleichzeitig zuckten in verschiedenen Richtungen aus den Wolken hervor und beleuchteten den Boden gespenstisch. Unmittelbar danach folgten furchtbare Donnerschläge. Mit Rauschen und dumpfen Grollen kündigte sich Starkwind und wolkenbruchähnlicher Regen an.

Als die Blitze unaufhörlich über den Kopf des Magiers aufleuchteten und in der Nähe in den Boden fuhren, glaubte er in seiner Angst fast selbst an die Wirkung seines lächerlichen Zauberkreises und nahm an, dass er darin geschützt sei. Das Unwetter sah er als Bestrafung für seine Freveltaten an. Ein höheres Wesen nahm wohl Anstoß daran, dass er die Dummheit und Naivität der Menschen mit seinem Hokusfokus ausnutzte, mit seinen Betrügereien zu Geld kam und dabei noch ungeheuren Spaß hatte.



4 Ehemaliger Bauernhof des Giorgio Franca in Cesena wo Casanova eine Geisterbeschwörung zur Hebung eines Schatzes zelebrierte³

So schnell wie das Unwetter gekommen war, so schnell verschwand es auch wieder. Die Wolken lichteteten sich, der Vollmond strahlte wieder an den dunkelblauen Nachthimmel.

Der Magier raffte seine Zauberutensilien zusammen und begab sich völlig nass, zitternd und am Ende seiner Kräfte in das Haus. Nachdem er sich abgetrocknet hatte, legte er sich sofort ins Bett.



*Der Leser wird natürlich leicht erkannt haben, dass es sich bei dem Magier nur um eine Hauptperson der Erzählung handeln konnte: **Giacomo Casanova**.*



Am nächsten Morgen ließ er den Bauern Francia und den jungen Capitani rufen und berichtete ihnen, er hätte mit den sieben Erdgeistern, die den Schatz bewachten, ein Übereinkommen treffen müssen, die Ausgrabung der Kostbarkeiten noch zu verschieben.

Capitani, ein vollendeter Trottel, sagte ihm, sein Vater würde verzweifeln, wenn er ohne das Messer zurückkäme. Casanova sah das ein. Er war bereit, ihm für 500 römische Scudi das Messer mit der Scheide zu geben. Capitani willigte mit Freuden ein. Casanova ließ ihn ein Schriftstück unterzeichnen, worin er sich verpflichtete, die Scheide zurückzugeben, sobald er ihm das Geld zurückzahlte. Casanova ist nicht zum Rückkauf gekommen. Mit dem Leder aus einen alten Reiterstiefel und etwas Hokuspokus konnte er seine Börse gut auffüllen.

Nach diesem Meisterstück hatte er es eilig. Er befürchtete, ein gläubiger Bauer könnte vielleicht seine Beschwörung gesehen haben und die Inquisition in Kenntnis setzten. Er ließ seine Sachen wieder nach Cesena in den Gasthof zur Post bringen.

Der Wirt überreichte ihm bei seiner Ankunft eine Einladung von Graf Spada zum Abendessen. Er ahnte, dass der Graf einige Fragen zu seiner Geisterbeschwörung haben könnte.

So kam es denn auch. Nach dem Essen nahm ihn der Graf zur Seite, hakte ihn unter und brachte ihn in ein kleines Kabinett, das offenbar auch für andere diskrete Angelegenheiten vorgesehen war.

Schwere Vorhänge, teilweise geschlossen, verdeckten ein breites Bett in einen Alkoven. Zwei Stühle als Ablagen standen unmittelbar davor. Der Graf nahm auf einem kleinen Sofa Platz, Casanova auf einen Sessel vor einen zierlichen Tisch mit Erfrischungen.

Der Graf begann: „Ich habe gestern an ihrem tollen Mummenschanz teilgenommen und hoffe, sie haben sich nach der gewaltigen Dusche gut erholt. Was ich nicht verstehe, wie sind sie überhaupt auf diese Idee gekommen und warum der Aufwand?“

Casanova: „Herr Graf, ich bitte sie um Verständnis, wenn ich die Entstehung der Geschichte in meinen Bericht mit einbeziehe und deshalb vielleicht etwas zu weitschweifig berichte.“

Der Graf beruhigte ihn: „Machen sie sich keine Sorgen, wenn ich ungeduldig werde, unterbreche ich sie.“

Nun berichtete Casanova: „Am Ende meines Aufenthaltes in Mantua machte mich ein junger Mann auf die Sammlungen seines Vaters, des Antonio di Capitani, Kommissär und Präsident des Kirchenrechts, aufmerksam.

Ich besichtigte die Sammlungen und lernte den Kirchenrechtskommissär, einen seltsamen, verschrobenen Sonderling kennen und dieser präsentierte mir ein von Rost zerfressenes altes Messer, von dem er behauptete, es wäre das Messer des heiligen Petrus, womit dieser dem Malchus das Ohr abgehauen habe.

Wegen dieses Schwachsinnns konnte ich gerade noch ein lautes Lachen unterdrücken. Zum Spaß ließ ich mich, mit einem Ausruf der Freude und höchstem Erstaunen, auf die Geschichte ein. Um den Kirchenrechtskommissär in meinen Netzen zu fangen, behauptete ich, sein Messer sei ungeheuer wertvoll und ich würde es ihm gern für tausend Zechinen, 500 in Bar und 500 in einem Wechsel, abkaufen. Er war erstaunt, sah sich in seinen Glauben an das Wundermesser bestätigt, wollte aber, wie ich vermutet hatte, auf den Kauf nicht eingehen.

Nun legte ich die eigentlichen Köder aus. Ich erklärte ihm, er müsse auch noch die zum Messer gehörende Scheide haben.

Nur mit Messer und Scheide könne der Schatz gehoben werden, außerdem wäre ein Magier erforderlich, der mit einem magischen Kreis den Schatz bis zur Erdoberfläche heben kann. Er war etwas verunsichert, ich richtete ihn aber wieder auf, indem ich ihm sagte, dass ich die Scheide und den Magier besorgen könnte.“

Graf Spada schüttelte nach diesen Ausführungen ungläubig den Kopf und fragte: „Soweit ich alles richtig verstanden habe, wollten sie in dieser Schurkerei den Magier spielen, was ihnen auch gelungen ist. Wie aber haben sie den Kommissär von ihren Fähigkeiten als Magier überzeugt?“

Casanova lächelte: „Das war gar nicht so schwer. Ich musste immer nur so erscheinen, als ob ich alles wüsste und in die Geheimnisse eingeweiht wäre. In einer öffentlichen Bibliothek schrieb ich aus mehreren Nachschlagbüchern eine Geschichte zusammen über eine Schlacht der Markgräfin Mathilde von Toskana, den großen Zauberer Gregor VII., der den Schatz heben wollte und schließlich, was wichtig war, einen Magier, der kommen und mit einem magischen Kreis den Schatz bis zur Oberfläche der Erde heben werde. Die Notizen gab ich dem Kommissär.“

„Nun bleibt aber noch die Sache mit der Scheide ...“

„Das war etwas schwieriger, weil mir erst einmal nichts einfiel. Als ich aber in Gedanken über den Hof des Gasthofes „Zur Post“ in Mantua ging, sah ich in der Ecke die Überreste eines alten Reiterstiefels liegen. Da kam mir der rettende Gedanke. Ich ließ das Leder kochen, brachte eine Öffnung für das Messer an, beschnitt es von allen Seiten und vernähte es. Durch Abreiben mit Sand und geeigneten Steinen täuschte ich ein hohes Alter vor. Als ich es den Kommissär zeigte, passte es zu meiner Erleichterung ausgezeichnet.“

Casanova berichtete nun weiter über seine Streiche: „Es war immer noch nicht klar, wo sich den eigentlich der Schatz befinden sollte. Eine erste Andeutung machte der Kommissär. Der Schatz solle im Kirchenstaat auf dem Grundstück eines wohlhabenden Bauern liegen. Mehr wollte er nicht sagen. Sein Sohn mischte sich aber ein.

Er las aus einem Brief des Bauern einige Sätze vor, aus denen hervorging, dass dieser einen Magier suchte. Er hatte nicht bemerkt, wie ich von der Seite bereits den Ort, Cesena, mitgelesen hatte. Vater und Sohn sagte ich dann, ein Geist würde mir um Mitternacht sagen, wo der Schatz liege.

Für den Morgen hatte ich mir ein Orakel als kleinen Spaß ausgedacht. Das Orakel antwortete, der Schatz liege am Ufer des Rubikon. Die Dummköpfe befragten ein Nachschlagewerk und richtig, der Rubikon fließt

bei Cesena vorbei. Sie waren erstaunt und glaubten nun noch fester an meine magischen Fähigkeiten.“

An dieser Stelle entschuldigte sich der Graf, er habe noch eine Verabredung. Er würde sich freuen, wenn er am nächsten Abend den Rest der Geschichte hören könnte. Casanova war über die Unterbrechung dankbar. Er wollte in lustiger Gesellschaft noch ein Spiel wagen.

Am nächsten Abend berichtete Casanova dann weiter über seine Fahrt nach Cesena und der Vorbereitung des Zauberwerkes: „Wir hatten uns geeinigt, der junge Capitani sollte mit mir nach Cesena zu dem Bauern Francia fahren und an der Beschwörung teilnehmen. Sein Vater übergab mir einen Wechselbrief über tausend römische Scudi mit Verfügungsberechtigung für seinen Sohn und beauftragte diesen, den Wechsel nur dann zu zeichnen, wenn ich den Schatz gehoben hätte.

Das Messer und die Scheide sollte ich nur erhalten, wenn ich es für die Zauberei brauchte.

Wir fuhren mit dem Schiff bis nach Ferrara und weiter mit der Kutsche über Bologna nach Cesena und mieteten uns in der „Post“ ein. Am nächsten Morgen machten wir einen Erkundungsspaziergang zu den reichen Bauern, Giorgio Francia, dessen Bekanntschaft sie bereits gemacht haben. Der Hof schien mir geeignet. Die Mutter schien auf den Hof das Sagen zu haben, es gab noch zwei Töchter und einen verblödeten Bruder.

Ich bemerkte eine stinkende Ausdünstung, die die Luft verpestete. Die Hausfrau erklärte mir, dass der Gestank von dem Hanf herrührte, den sie vor fünf oder sechs Tagen eingeweicht hatte.

In der Endphase der Wässerung, so um den siebenten Tag, wäre der Geruch besonders schlimm. Francia verpflichtete sich, den Hanf im Laufe des Tages zu verkaufen und den Gestank zu beseitigen. Begonnen hatte die Ernte bereits vor 12 Tagen. Ich musste meine Beschwörung bei Vollmond vollbringen, somit blieben mir noch acht bis zehn Tage, für die Vorbereitung.⁴ Diese Zeit reichte, auch dank ihrer Unterstützung, für die ich mich noch einmal bedanke. Wie der Hokusfokus ablief, haben sie dann selbst gesehen, sodass ich ihn nicht noch einmal schildern muss.“

„Moment sagte der Graf, so schnell kommen sie mir nicht davon. Wie hoch war eigentlich ihr Gewinn?“

Casanova: „Ich wusste mit der Scheide nichts anzufangen und hatte kein Geld nötig; aber ich hätte mich zu entehren geglaubt, wenn ich sie ihm umsonst gegeben hätte.⁵ Capitani gab mir voller Freude 500 römische Scudi. Der Graf: „Sie sind ein Schlitzohr aber auch ein sehr amüsanter Mann, haben sie den keine moralischen Bedenken?“

Nach kurzem Nachdenken antwortete Casanova: „Wenn ich einen Dummkopf sage, er soll nicht so leichtgläubig sein, wird er sich kaum an diese schöne Belehrung halten. Wenn ich ihm aber durch seine Leichtgläubigkeit einen Schaden zufüge, besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass er künftig anders handelt. So gesehen, habe ich auch etwas Gutes für ihn getan.“

Trotz all seiner Verfehlungen und seltsamen Ansichten hat aber General Graf Spada Gefallen an Casanova gefunden und ihn gebeten, die restliche Zeit, die er noch in Cesena sein werde, in seiner Gesellschaft zu verbringen.



Casanova hat in den verschiedensten Situationen seines Lebens gern ein Zitat seines Lieblingsdichters Vergil verwendet:

„Das Schicksal findet seinen Weg“.⁶

Was er noch nicht wusste: Während er mit dem größten Vergnügen den Magier spielte, war sein Schicksal in Gestalt einer schönen Fee bereits auf dem Weg zu ihm.



Henriette, die Fee, kam auf den Seeweg von Marseille und wollte über die Hafenstadt Civitavecchia nach Rom. In Genua war sie am vierten Tag ihrer Reise bei sehr ungünstigem Wetter angekommen. Nach der Übernachtung wollte der Schiffer am Morgen des nächsten Tages in Richtung Civitavecchia auslaufen, der längsten Etappe seiner Reise.

Vor den Hafen waren aber noch Wellen mit einzelnen Schaumkämmen zu sehen. An der Mole spritzte das Wasser bis in das Hafenbecken und die kleinen Boote im Hafen zerrten an ihren Festmachern. Erst gegen zehn Uhr flaute der steife Wind aus Nordwest langsam ab und der Schiffer entschloss sich zum Auslaufen.

Ein günstiger Wind von Steuerbord achteraus und eine Kreuzdünung, die unangenehme Schlingerbewegungen auslöste, empfingen das Schiff im Golf von Genua.

Das Segelschiff, eine Tartane, pendelte meist zum Transport von Passagieren und Frachten entlang der wichtigsten Häfen zwischen Marseille und Neapel. Bei den Fahrten entlang der Küste orientierte man sich an Landmarken und konnte bei Wetterverschlechterungen Nothäfen schnell erreichen. Die Takelage bestand aus einem Mast mit Lateinsegel und zwei Klüver am Bugspriet. Zum Schutz vor Seeräubern war die Tartane mit vier leichten Geschützen und zwölf Gewehren bestückt. Das frei überbaute Achterschiff war Arbeitsplattform für das Ruder, die Bedienung der Schoten des Lateinsegels und zugleich die Abdeckung für zwei winzige Kajüten, einen Proviantraum sowie einer kleinen Kombüse, die alle durch einen engen Niedergang zu erreichen waren.

Henriette und ihr Begleiter, ein älterer Offizier, hatten Glück. Wahrscheinlich, weil sie schon seit Marseille an Bord waren, konnten sie eine Kajüte bekommen. Für die anderen Passagiere und die Besatzung hatte man an der Steuerbordseite, vor dem Achterschiff, ein Matratzenlager

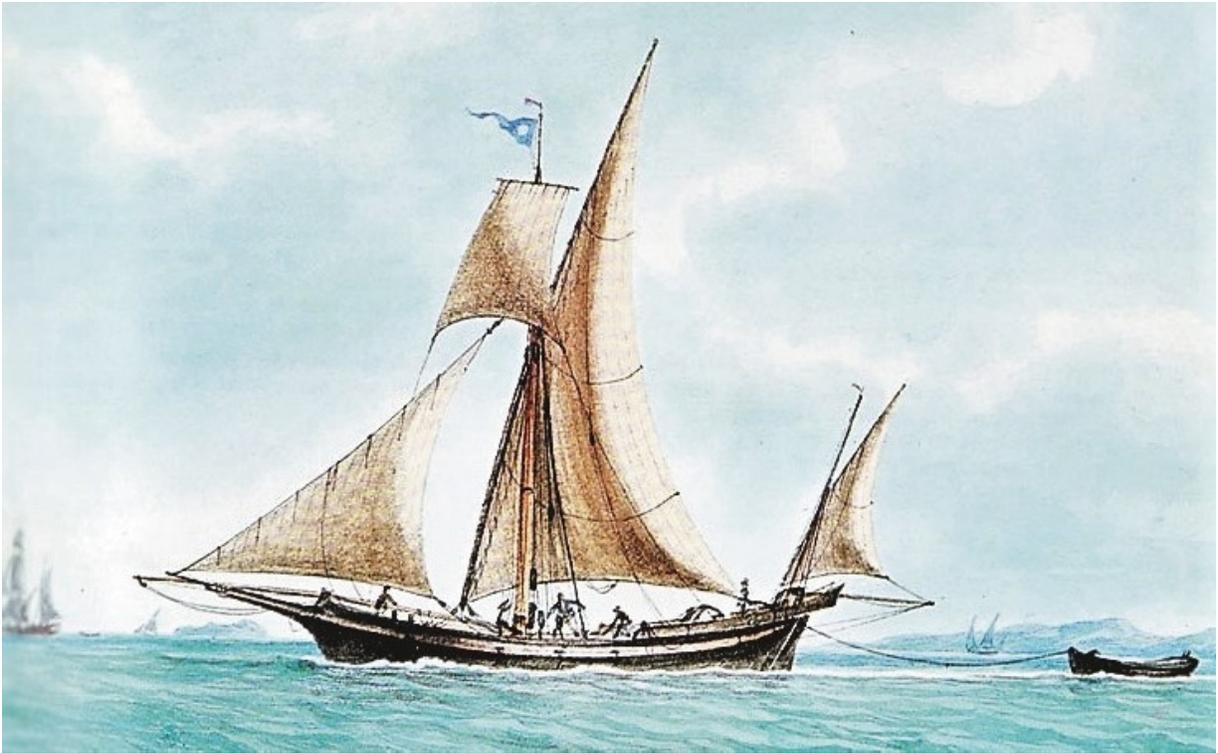
errichtet, welches zum Schutz vor Regen und Sonne, mit einer Persenning überdacht war.

Der Wind hatte nachgelassen, die glatte See hob und senkte sich ohne eine Schaumkrone.

Die Tartane pflügte eine schnell vergehende Furche in die See. Langsam brach die Dämmerung herein. Am Himmel waren bereits einzelne Sterne zu sehen.

Henriette wollte versuchen, etwas Schlaf, nachzuholen. Während sie die Seefahrt gut vertrug, hatte ihr Begleiter größere Probleme. Die Seekrankheit, die ihm den Magen umdrehte und alle Nahrung erbrechen ließ, hatte sich erst in den letzten Stunden etwas gebessert. Sein Antlitz hatte aber immer noch einen gelblich-grünen Schimmer. In den vergangenen Nächten hatte er mehrfach schnelle Läufe zur Reling absolviert, um den Fischen seinen Tribut zu zollen. An Schlafen war unter diesen Bedingungen wenig zu denken gewesen.

Aber mit dem Einschlafen hatte sie jetzt auch Probleme. Die aufregenden letzten Tage gingen ihr durch den Kopf und die Ungewissheit über ihre Zukunft. Auf Deck knarrten Mast und Bugspriet, Blöcke schlugen gegen das Tauwerk in immer gleichem monotonem Takt.



5 Tartane mit Rah-Toppsegel und Heck-Lateinsegel

Schon sehr früh wurde sie wach, zog sich leise an und wollte die stickige Luft in der winzigen Kajüte mit der frischen Luft an Deck vertauschen. Die Morgenröte hatte begonnen, langsam schob sich der Rand der Sonne über den Horizont und tauchte die Wellenspitzen in ein goldenes Licht. An der Backbordseite voraus kam die Silhouette einer Insel in Sicht.

Der Steuermann am Ruder, ein braun gebrannter, junger kräftiger Seemann, begrüßte sie und sie hatte das Gefühl, er hatte sie etwas gefragt. Eigentlich wollte sie kein Gespräch führen.

Sie vermutete, er könne neugierig nach ihrer Verkleidung als Offizier fragen. Dann stieg sie aber auf das Achterschiff und näherte sich den Ruderstand.

Er hatte aber eine andere Frage: „Madame, wie geht es Ihnen und was macht Ihr Begleiter. Mir schien, als ob er ziemlich angeschlagen war?“

Sie antwortete ihm freundlich: „Mich hat die Seekrankheit verschont. Sie haben aber recht, meinen Begleiter ging es nicht gut. Ich glaube, er hat es

jetzt überstanden. Aber sagen Sie, wie geht es Ihnen? Sie stehen doch bestimmt schon Stunden am Ruder?“

„Das stimmt“, sagte er, „ich habe die Wache von zwei bis sechs Uhr, wir sagen dazu die Hundewache, weil sie besonders unbeliebt ist. Wenn der Wind wenig dreht, wie heute Nacht, ist sie sehr monoton und langweilig. Ich bin froh, wenn ich mit jemanden sprechen kann. Wollen Sie nicht ein paar Minuten bleiben? Machen Sie es sich doch bequem auf der kleinen Klappbank.“

Henriette zögerte und sagte dann: „Ich merke, es ist doch noch etwas frisch, ich werde wohl besser unter Deck gehen.“ Er blieb aber hartnäckig: „Da kann ich Abhilfe schaffen, Sie können sich die dicke Decke aus der Bank nehmen und wenn Sie einverstanden sind, werde ich für uns noch zwei Tassen heißen Tee bringen lassen.“

Bei so viel Fürsorge konnte sie nicht ablehnen. Der Steuermann pfiff sich einen der beiden Wachposten von der Back heran und befahl ihm zum Teekochen in die Kombüse. Schon nach kurzer Zeit brachte er zwei große Tassen herrlich duftenden Tee auf das Achterdeck. Den Sonnenaufgang konnte sie komfortabel genießen.

Sie fragte: „Wissen Sie, wo wir sind und wann wir voraussichtlich ankommen?“

Darauf erwiderte er: „Ja, das ist kein Problem. Wir befinden uns inzwischen im Seegebiet der Toskanischen Inseln. Die Insel Elba, die größte dieser Inselgruppe, haben wir bereits bei Nacht passiert. An der Backbordseite querab sehen Sie nun die Insel Pianosa. Sie ist die flachste Insel in dieser Gruppe. Gerade einmal 29 Meter ist ihre höchste Erhebung. In der Römerzeit wurde sie zu Verbannungen genutzt.“

Am Bug, auch an der Backbordseite, kommt langsam Montecristo in Sicht. Wir nennen sie die Ziegeninsel, weil viele dieser Tiere dort wild leben. Montecristo ist steil, gebirgig und sehr unzugänglich. Die Insel ist ein berühmtes Piratenschlupfnest. Wir passieren sie deshalb immer mit besonderer Aufmerksamkeit.

Schließlich wird noch die Insel Giglio in Sicht kommen, gut von See aus erkennbar durch einen alten Medici-Wachturm direkt am Ufer.

Wenn wir diese Insel passiert haben, ändern wir den Kurs und steuern direkt auf den Hafen von Civitavecchia zu. Wir orientieren uns dabei an den wuchtigen Türmen des Forts Michelangelo. Ich gehe davon aus, dass wir gegen neun Uhr den Hafen erreichen.“

Sie bedankte sich dann für die Auskunft und den Tee und sagte, sie müsse erst einmal nach ihrem Begleiter sehen.

Die Zeit verging, die Wache wechselte und langsam kam Bewegung in die gesamte Besatzung. Die Tartane steuerte nach einem Segelmanöver direkt die Küste an, das Matratzenlager wurde aufgelöst, die Festmacherleinen bereitgelegt und die Fender außenbords befestigt. Kurz vor der Mole wurde dann das Lateinsegel gerefft und mithilfe eines Klüvers erreichte das Schiff den Anlegeplatz und machte ohne Probleme fest.

Henriette und ihr Begleiter verabschiedeten sich vom Schiffer und dem Steuermann. Über eine breite Bohle mit Handlauf verließen sie die Tartane.

Die ersten Schritte an Land waren seltsam. Sie hatten das Gefühl, als ob sich der feste Boden unter ihren Füßen wie ein Schiff bewegte. Der ältere Offizier, ihr Begleiter, hatte sein Gepäck vor dem Schiff abgestellt. Henriette schaute aufmerksam in die Menschenmenge, als ob sie jemanden erwartete. Als der Offizier sein Gepäck aufnahm, bat sie ihn, noch einen Moment zu warten. Der Platz leerte sich langsam.

Plötzlich näherte sich ihnen ein junger Mann mit einem Handkarren. Er stellte sich ihnen als Bediensteter eines Gasthofes vor und erklärte, dass er den Auftrag hätte, sie in den Gasthof zu bringen, wo ein Brief für ihren Begleiter abgegeben sei. Sie waren erstaunt, folgten aber dem jungen Mann, der das Gepäck transportierte.

Im Gasthof überreichte der Wirt ihrem Begleiter einen Brief. Der Brief war in italienischer Sprache abgefasst, die der Offizier nicht beherrschte. Der Wirt konnte aber helfen. Er übersetzte ihn die wichtigsten Passagen in das Lateinische. Nachdem er den Inhalt des Briefes kannte, verfinsterte sich seine Miene. Er machte ihr in Zeichensprache klar, dass sie im Gasthof übernachten werden und am nächsten Tag nach Rom fahren. Weitere Auskünfte zum Inhalt des Briefes gab er nicht.



Henriette war zutiefst verunsichert. Sie befürchtete nicht nur, dass man sie verfolgte, sondern hatte auch Angst vor den Scheitern ihrer Pläne. In diesem Fall würde sie mittellos in einem fremden Land, ohne Ansprechpartner und nur mit ihrer Fantasie-Uniform bekleidet, in einem schlimmen Dilemma stecken. Wie würde es mit ihr weitergehen?



Casanova war unterdessen nach seiner Magierschau ständiger Gast beim Grafen Spada und lernte ihn etwas näher kennen. Die Spadas waren ein uraltes Adelsgeschlecht aus der Gegend um Brisighella, einer kleinen Stadt nicht weit von Cesena. Auf den Monte Spada, einer Erhebung nahe des winzigen Dorfes Zattaglia, befand sich die Residenz der Familie. Der Graf wollte dort den Fortgang von Bauarbeiten kontrollieren und sich nebenbei etwas erholen.

Er bat Casanova, den er zu schätzen gelernt hatte, mit nach Brisighella zu kommen.

Dieser lehnte aber ab, wegen seiner angeblich wichtigen Geschäfte in Neapel. Er wollte aber noch in Cesena bleiben bis zur Abreise des Grafen, wie er es ihm versprochen hatte.

Casanova wohnte, trotz der ständigen Besuche beim Grafen, weiter im Gasthof „Zur Post“. Der Gasthof befand sich direkt im Zentrum der Stadt an der Piazza del Popolo gegenüber dem Rathaus. Wie der Name schon vermuten lässt, war das stattliche Gebäude mit dem Laubengang im Erdgeschoss und dem bodentiefen Fenster mit Klappläden in der ersten und zweiten Etage, Posthalterei, Gaststätte und zugleich auch Hotel.